

Pamina Norma I

TROCKENRAUSCH

Mittwoch, 19. September: FALLNUMMER: 2029176

Wieder unter die Käseglocke, diesmal für acht Wochen. Was wird das? Ein ernstgemeinter Versuch das Biest meiner Sucht in den Griff zu bekommen oder eine weitere substanzlose Auszeit von meiner Lebensuntüchtigkeit? Beinahe zwei Jahrzehnte ist es her, dass ich – anlässlich der österlichen Fastenzeit – eine unfassbar lange alkoholfreie Phase beschritt, endlos erscheinende Wochen, die einem dauerhysterischen Veitstanz gleichkamen. Mir blieb nichts anderes übrig, als wieder damit anzufangen und bis jetzt weiterzutrinken.

Ich zelebriere meinen letzten Rausch auf der Besuchertoilette im Gebäude der Neurologie. Obwohl ich seit Jahren nur mehr Bier trinke, habe ich mir zum Abschluss drei Flachmänner aus der Quengelzone eines Lebensmittelgeschäfts akquiriert: ein Fläschchen Wodka Taiga, einen Marillenschnaps und einen Metaxa: dreimal Hitze, dreimal Fieber, dreimal ein Hoch auf die Zukunft! Erleichtert gehe ich in Flammen auf.

Donnerstag, 20. September: LANGEWEILE

Landesnervenklinik Sigmund Freud, Wagner-Jauregg-Platz 1, 8053 Graz, Österreich, Gebäude B, 1. Stock, Station 3, Zimmer 007:

Es ist 19 Uhr 35 und sterbenslangweilig. Aufgebahrt liege ich kerzengerade und missmutig auf der viel zu weichen Matratze und hoffe, dass mich die Nacht in ihre Fluten reißt. Ich fühle mich ausgeschlafen, betont wach, aufdringlich an die Realität gekettet.

Als ich das letzte Mal in stationärer Behandlung gewesen bin, musste ich die lähmende Langeweile zwischen Abendessen und Nachtruhe mit Marihuanarauchen überbrücken; eine strapaziöse Vorstellung! Illegale Drogen sind noch anstrengender als der handelsübliche Dünger, den man sich zwangsläufig einverleiben muss, wenn es sonst nichts gibt. Vom Allerschlimmsten: die von den Ärzten verschriebenen synthetischen Weichmacher in Form von Antidepressiva. Das allmonatliche Aufsalutieren in den rappelvoll-verseuchten Wartesälen beim Irrenarzt, der dir zwischen zwei Patienten jovial lächelnd seinen Sanktus aufs Rezept kritzelt und dir mit einem feuchten Händedruck die Legitimation zur Selbstvergiftung erteilt, zu deinem Untergang, zu deinem sukzessiven Abschied von Freiheit und Selbstbestimmung.

Seit meiner Ankunft habe ich bestimmt hundertmal begrüßt, nichts weiter als einen »Guten Tag« gewünscht oder bloß »Hallo«, ein trostloses Leben als Grüßaugust geführt. Außerdem wurde an einer vorsintflutlichen Säulenwaage mein Gewicht vermessen.

19 Uhr 41: Ich habe sechs Minuten mit Schreiben verbracht. Es ist noch langweiliger geworden!

19 Uhr 55: Zeit zum Schlafengehen und für mein Gute-Nacht-Pulver. Ich hole mir eine sedierende Trittico vom Pfleger und esse das obligate 20-Uhr-Joghurt in der

Geschmacksrichtung Himbeere. Eine Gedankenverwehung und ich bin hinüber – hoffentlich! Gleich wird mein Bewusstsein wie ein Pixelhaufen zerfallen. Noch zeigen die Tabletten Wirkung, zumindest ab und zu.

Wie ich das alles jetzt schon satt habe: dieses viel zu helle Zimmer, dieses stocksteife, widerborstige Leintuch, die klammen Stäbe des Bettes, das ewige Schweigen der gekalkten Wände, die klinikalltagsvertrottelten Pfleger und Schwestern mitsamt ihren unausgesprochenen Verboten, die blöde vor sich hin glotzenden Mitpatienten und der schale Geruch nach Desinfektionsmitteln und abgestandenem Apfelkompott.

Mittwoch, 26. September: CRAVING

Seit fast einer Woche befinde ich mich nun auf dieser Station. Anscheinend nüchtern oder bilde ich mir das bloß ein? Anfallsartig verspüre ich starken Durst, der ausnahmslos nur von Bier gestillt werden kann. Bierdurst, Durst, der anhält, der dich in die Knie zwingt, der dich tausend andere Sachen probieren lässt, der dich die Wände hoch und nieder treibt, der für diesen staubtrockenen, schalen und klebrigen Klumpen im Hals verantwortlich ist, der sich nicht und nicht hinunterschlucken lässt, der dir die Kehle ausdörft, bis du daraus stinkst wie eine faulige Sardine. Durst, der nur durch Bier, nur durch viel Bier und die Aussicht auf noch mehr Bier gestillt werden kann: ein immenser, übernatürlicher, erstrangiger Starkbierdurst ...

Samstag, 29. September: FREIGANG

Nach zehn Tagen darf ich das erste Mal zurück in die Außenwelt. Wie so oft in den letzten Tagen, sinniere ich mich in die Vorstellung, wie ich mit beispielloser Gleichgültigkeit das Anstaltsgelände hinter mir lasse, mit mechanischer Unverfrorenheit sechs Dosen Bier kaufe, diese in einem Zug hinunterkippe und am Abend bei der Alkoholkontrolle mit den erlaubten 0,1 Promille unbehelligt in mein Zimmer zurückkehre. Aber: Wie viel exakt dürfte ich trinken, um wirklich ans äußerste Limit zu gelangen? Wo konnte ich unerkannt Alkohol erwerben?

Wie viel Gramm würde ich in der Stunde abbauen? Wo sollte ich trinken und wann würde ich spätestens aufhören müssen? Fragen über Fragen. Wie anstrengend die alltäglichen Dinge des Lebens plötzlich waren.

Wie in Trance stakse ich zum Bus, trage meinen inneren Konflikt in die Freiheit, unter die sorglos glotzenden Menschen, die im Traum nicht darauf kommen würden, mit welcher Besessenheit ich die stets gleiche Idee hin und her schaukle in meinem schmachmend aufgeblähten Schädel. Wie sie sich oberflächlich unterhalten in ihren neuen Winterjacken, über jede Nichtigkeit lachen, wie die Frauen mit Süßholz raspelnden Jungmutterstimmen ihre Kinder gängeln, die Hunde drangsalieren und in ihre Telefone heucheln, wie sich die Männer mit gespreizter Beinhaltung auf den Sitzen ausbreiten und es einfach tun, all das mit dieser unfassbaren Selbstverständlichkeit verrichten und bis in alle Ewigkeiten nicht eine Sekunde mit der Frage vergeuden, ob das gut oder schlecht ist, notwendig oder verzichtbar, legitim oder ein fataler Irrtum.

In dampfende Schwaden gehüllt ziehen einige Wirtshäuser, ein »Spar«Markt, Wettbüros und Fettbuden an mir vorüber. Werbung auf riesigen Plakatwänden: »Gut, besser, ein echtes Gösser«, »Ferrero Mon Chéri. Wer kann dazu schon nein sagen?«, »Zipfer. Der eigene Weg ist immer der urtypische!«. Ich sehe Bier in durchsichtigen Getränke-schränken, wohlsortiert, in den Farben Gold und Grün, stramm stehende Dosen in Regalen, Stapeln von Bierkisten, Flaschenhälse, die aus Kühltaschen lugen, eine sich in weiter Ferne verjüngende Reihe aus Zapfhähnen, die aus meinem

Blickfeld schwinden wie die Häuserfluchten der Einzugstraße hinter mir: kaltglänzend, nass und tropfend.

Mit dröhnendem Motor fügt sich das Vehikel in eine fast stehende Autokolonne ein. Ich drücke den Haltewunsch-Knopf, um bei der nächsten Station auszusteigen und erschrecke, weil es so einfach ist. Als die Ampel auf Grün springt, schaffen es nur zwei Autos über die Sperrlinie. In der Kreuzung bleiben sie stehen: ein Rückstau hat sich gebildet. Schon wieder: »GUT. BESSER. GÖSSER.

Genuss liegt in unserer Natur«, monströse Werbung für ein senkrecht in den Himmel reichendes Bier vor dem Hintergrund einer sattgrünen Berglandschaft, in kolossaler Aufdringlichkeit vor meinen Augen. Der Querverkehr wird von Nachzüglern, die die Kreuzung blockieren, am Weiterfahren gehindert. Einige freuen sich tierisch über diese Gelegenheit, denn sie tröten und trompeten drauflos, als hätten sie gerade ihre Hupe entdeckt. Herausgerissen gehört sie ihnen, diese Scheiß-Hupen müssten allen herausgerissen werden!

An einer Tankstelle ziehen Halbwüchsige mit einem Karton voll flüssigem Proviant für das Wochenendbesäufnis zu ihren Autos. Einer von den Burschen öffnet eine Dose, trinkt ausgiebig daraus und hält sie triumphierend in die Höhe. Genießt es, ihr Tölpel, ergötzt euch daran! Vielleicht werdet ihr einmal trinken müssen, ohne trinken zu wollen! Dann hört sich der Spaß auf.

In meiner Brieftasche befinden sich dreiundzwanzig Euro, außerdem meine Bankomatkarte. Ich habe noch viele Stunden, massig Zeit, ausreichend Zigaretten, alles, was ich mir wünschen kann. Mein großer Rucksack würde die Dosen sicher verwahren. Ich würde nie mehr arglos sein, nie wieder unbeschwert trinken. Es würde nicht ohne Konsequenzen bleiben. Es würde vor allem nicht ausreichen. Einmal möchte ich noch in Flammen aufgehen! Auf den Boden blickend, zwänge ich mich nach hinten zur letzten Ausstiegstür ...

Samstag, 27. Oktober: GEBURTSTAG

Nach dem Mittagessen vermisst mich Schwester Manuela. Größe: 1,68, Gewicht: 58 mit Kleidung. Sinn des Unterfangens: unbekannt. Blutdruck 96 zu 45. Normalwerte, Referenzbereiche, Perzentilen, Berge von anthropometrischen Daten, ohne die die Weißkittel aufgeschmissen wären. Dabei macht die Natur, was sie will! Schwester Manuela holt ein neues Blutdruckmessgerät, dann misst sie mechanisch. Sie will einen Arzt rufen. Ich erkläre ihr, dass ich schon viel weniger Druck hatte. Das hätte mir gerade noch gefehlt, dass hier ein übermotivierter Turnusarzt einer anderen Station auftaucht und mir meinen Ausgang streicht, gerade heute, wo Bertil Geburtstag feiert. Manuela misst den Blutdruck so lange, bis ich bei 105 zu 67 lande. »Das Kracherl« in der Nähe des Kunsthauses zählt zu den größten Fettbuden der Stadt. Kaum tritt man ein, legt sich ein schmieriger Ölfilm auf Haut und Kleidung. Der reservierte Tisch grenzt haargenau an die Klotür, sodass sich der beißende Ammoniak- und Acetongestank einen Geruchskampf mit dem ranzigen Fettmief aus der Küche liefert. An manchen Tagen muss man wirklich für jede Andersartigkeit dankbar sein.

Ich ordere einen Kaffee und ein Glas Mineral, das einzige Getränk, das bei Saufdruck hilft, so viel Sprudelwasser auf ex, dass mir Tränen in die Augen schießen. Das Zischen beim Öffnen der Flasche affiziert mich in unerklärbarem Ausmaß, eine veritable Initialzündung setzt ein. Wahnsinn, dieses Frische-Erlebnis, dieser Kick, dieser Knall! Das hellste, strahlendste Licht lodert wie atomares Feuer in den Zellen meiner Mundschleimhaut, wirbelt um das Zäpfchen des Gaumens und setzt sich mit

sanftem Brennen bis in die Magenschleimhaut und alle Fasern meines Körpers fort. Beinahe erlebe ich ein spirituelles Erwachen! Ein tonnenschwerer Zeppelin hebt lautlos ab, verdunkelt die Sonne und penetriert den unbefleckten Himmel, der in Wolken zerreißt ...

Der Blick in die Speisekarte reißt mich auf den Boden der Tatsachen zurück: in Panier gewälzte Kadaverreste wie Calamari und Cordon Bleu, wahlweise mit Pommes frites, Potato Wedges oder Kartoffelsalat mit Mayonnaise, Gerichte bei denen einem unwiderruflich die Gicht einfährt. Ich entscheide mich für gebackenen Emmentaler mit Preiselbeeren, das einzige vegetarische Gericht. Zum Nachtisch gönne ich mir Eispalatschinken mit Schoko-Sauce und Schlag. Fett und Zucker löschen jedes Suchtverlangen, hocheffizient wie die Pocken und die Pest im Mittelalter. Nach der Mästung brechen wir fast in den Keller. Der Großteil der Truppe steigt auf Hochprozentiges um und ich weide mich an einer exorbitanten Souveränität, als ich mit Mineralwasser auf den Geburtstag von Bertil anstoße.

»Wie geht's dir?«, fragt mich Nike bedauernd. »Muss schlimm sein, das alles auszuhalten, wenn jeder Alkohol trinkt.« Dabei fixiert sie mich mitleidig. Triumphierend schüttle ich den Kopf und blase meinen Zigarettenrauch in ihren Dackelblick. Mein Gott, wenn ihr wüsstet, denke ich nur: ihr elendigen Stümper! Ich habe als einzige Eier in diesem Scheiß-Haufen und bin nicht auf dieses nutzlose Gesöff angewiesen. Wenn ihr auch nur einen kleinen Moment dachtet, dass ich vor euch einknicke wie eine zwittrige Molluske, dann habt ihr euch gewaltig geirrt. Trinkt! Lacht! Amüsiert euch! Erzählt euch zum tausendsten Mal die alten, stumpfsinnigen Sauf-Geschichten, eure lausigen Endlosschleifen. Ihr alle stinkt erbärmlich aus dem Mund!

Ich fühle mich plötzlich euphorisiert, wie besoffen, von einer gewaltsamen, aufdringlichen Unersättlichkeit enerviert. Ein Trockenrausch stürzt auf mich nieder. Ich strotze vor Kraft und Furchtlosigkeit. Endlich würde ich fliegen und meine Pilotenausbildung nachholen. Nicht nur meine Aura würde in paradiesischen Gefilden wandeln, sondern ICH in meiner umfassenden Totalität wie der Organismus einer Hydra. Ich fühle mich derart befreit, dass ich mich schiefle. Stoßweise bin ich oben, dann unten, einmal Luv, einmal Lee; meine Fahrt mit der Achterbahn wie ein Ritt auf der Rasierklinge. Ich habe als einzige von euch Versagern dem Teufel die Stirn geboten, durchfährt es mich. Ich bin der Drachentöter Georg, der Erzengel Michael, Herakles, Siegfried, die heilige Jungfrau Margareta, die Bestie mit Füßen tretend ... I have overcome. Halleluja!

Montag, 22. Oktober: THERAPIE

Wie immer muss man mich um 7 Uhr 30 wecken. Mit zwanzig Minuten Verspätung lahme ich zum Sport. Von 9 Uhr 30 bis 10 Uhr 30 Gruppentherapie. Magister Gombitz, der heute mit einem Beiwagen angerückt ist, entfährt bei unserem Anblick ein gewaltiges Gähnen. Er muss uns seine Begleitung vorstellen und verrichtet ausnahmsweise so etwas wie Arbeit: »Das ist Lutz Döring aus Bremen, der mit uns heute diese Stunde verbringen wird«, verlautbart er mit seinem dünnen Kinderstimmchen.

Was das genau für einer ist, verrät er uns nicht. Herr Döring sieht aus wie ein übergewichtiger Priesterseminarist mit einem krassen Helmschnitt, der kerzengerade drei Zentimeter über den Augenbrauen endet. Mit vor der Brust verschränkten Armen klotzt er auf seinem Stuhl wie ein Monolith und nickt uns wortlos zu. Schweigen, Grabesstille. Keiner sagt etwas. Räuspern, husten, nervöse Blicke auf die Münder der anderen. Ein gruppenspezifisches Phänomen, das von demjenigen unterbrochen

werden muss, der es am wenigsten aushält. Mit größter Not fällt mir ein: »Am Samstag beim Wäschewaschen ist mir die weiße Unterwäsche apricotfarben geworden. Schuld waren die neuen orangen Shirts mit dem Batikmuster. Am liebsten wär ich zum ›Billa‹ gerannt und ...«

»Ma bitte, du musst die Wäsche vorher trennen in hell und dunkel; das weiß jedes Vorschulkind!«, unterbricht mich Hausmann Motte, der endlich seinen Frust abladen kann. »Selber schuld. Hast es nicht anders verdient!«

»Ja sicher, soll ich auf den Tag X warten, bis ich endlich genug Weißwäsche zusammen hab und was ist mit dem schwarz-weißen Streifenshirt? Wohin damit? Schon mal daran gedacht?«, keife ich zurück.

»Na schön, dann musst halt weitertschechern!«, schüttelt Fonso den Kopf.
»Die Sorgen hätte ich gern.«

»Sorgen? Du?«, Kolimprein schaut von seinem Buch auf. Dann pfeift er »Da Papa wird's scho richtn ...«

Unser Blick fällt auf den schweigsamen Korporal, der seine beiden lackierten Fingernägel begutachtet.

»Wie steht es eigentlich mit dir?«, fällt ihn Fonso von der Seite an. »Willst nicht auch etwas mitteilen? Los, erzähl mir was!«

»Was ich am Wochenende mache, geht euch Pappenheimer einen Scheißdreck an! Ich kann nur soviel sagen: Ich bin heilfroh, dass ich hier sein kann. Die Psychiatrie ist der einzige Ort auf Erden, wo ich vor meiner Frau und den Kindern meine Ruhe habe!«

Gombitz räuspert sich.

Motte klinkt sich wieder ein und erzählt, dass es ihm am Wochenende im leeren Haus halbwegs gut ergangen ist, obwohl er im Wohnzimmerschrank eine halbe Flasche Malibu gefunden habe ...

»Halb leer oder halb voll?«, unterbricht ihn Kolimprein.

Der Korporal schmettert drauflos: »Wartet nur, bis eure Schutzhaft zu Ende ist. Draußen wird es nicht mehr so einfach mit der Beherrschung. In der Realität ist es dann Schluss und vorbei mit dem Optimismus!«

Unser neuer Co-Therapeut Lutz Döring aus Bremen verzieht kein einziges Mal seine Miene. Anscheinend hat er sich wie sein Kollege längst auf eine therapeutische Metaebene verschanziert. Stumm und regungslos hört er sich unseren Irrsinn an. Wahrscheinlich ist er wie Klein-Gombi froh, dass Fonso die Moderation übernommen hat und sie sich mental verduften können. Vielleicht verrichten ihre Gehirne andernorts wichtige Denkarbeit, während ihre Kadaver hier abgammeln und ihren Brotberuf, eine von gnadenloser Passivität gekennzeichnete Präsenz-Arbeit, erledigen. Anwesenheit maximal ausreichend!

»Das ist purer Aberglaube, dass man nach dem Aufenthalt ein geläutertes, abstinentes und zufriedenes Leben führen kann«, predigt der Korporal weiter. »Hier jedenfalls bekommst du rein gar nichts dafür geboten, um das zu schaffen, um die ganzen Probleme da draußen zu bewältigen. Letztendlich ist es verschwendete Zeit.«

Magister Gombitz schaut mit offenem Mund auf die Uhr. Wozu der eigentlich da sein soll, wird für immer ein Mysterium bleiben.

Sonntag, 28. Oktober: AMAZING GRACE

Ein Geschenk des Himmels! Auf der Anrichte stehen zwei Flaschen Sprudelwasser: Nektar und Ambrosia, Gabe der Götter, welche Gnade! Geschockt lese ich am Etikett: »Mineralwasser mild«. O nein! Fade, abgestandene Labber-Plörre ohne jeglichen Tiefgang, so verzichtbar wie Sand in der Vaseline. Welchem Schmandhirn war diese Scheiße eingefallen? Nur eine Nachfüllpackung für Soletti wäre noch dämlicher gewesen. Die Welt verwahrlost zusehends und niemand schenkt diesem Umstand auch nur die geringste Beachtung.

Ich muss dringend frische Luft atmen und hole meine Zigaretten. Rupert lümmelt draußen herum, zieht qualmend seine Runden, wie immer im gleichen gräulich schimmernden Trainingsanzug. Seine Füße stecken in ehemals weißen Gesundheitspantoffeln, die aussehen, als wären sie in den Betonmischer gefallen, wohl seine Arbeitsschuhe, denn Rupert ist Koch. Die Gastro, noch immer eine todsichere Kaderschmiede für potentielle Alkoholsüchtige. Der erste Suizidversuch mit dem Kombiklassiker Alkohol und Tabletten endete in der Klappe, Abteilung »Geschützter Bereich«, nach einem schweren Geldverlust der zweite, ein verpatzter Schienenselbstmord. Ruperts ausschließliches Bemühen, Geschehenes ungeschehen zu machen, sein einziges Streben, seine Manie: so aussichtslos und qualvoll, als müsste er im Tartaros Wasser in ein durchlöcherter Fass schöpfen. Wenn er sich wieder rasierte, würde er aussehen wie Tom Schilling, nur sind Ruperts Augen schöner, rauchblauer und irgendwie sehr verschwommen. Seine Oberlippe zuckt, die Augen blinzeln störrisch im vom Kummer zerfurchten Gesicht, der Kopf ein Hexenkessel voller Chaos, ein klaffender Schlund, den Richtersprüchen der Klügeren entblößt, mit den ewig gleichen Gedanken der Reue torpediert.

»Magst mit mir ›Die Simpsons‹ schauen? Der Scheiß-Fußball ist bald aus. Im Zimmer liegen noch ein paar Stangen Maoam«, überwindet er sich.

Ich biete ihm eine John Player an, die er kopfschüttelnd ablehnt. Gebeugt verschwindet er in der Anstalt. Bin ich froh, dass ich nicht der Spielsucht auf den Leim gegangen bin. Zum ersten Mal reift in mir der Entschluss, ein dauerhaft abstinentes Leben zu führen und dass ich nicht so enden will, wie andere mit ihren Dutzenden von Entzügen, mit ihren Zwangseinlieferungen in die Geschlossene, mit ihrer Litanei an falschen Versprechungen, ihrem zahnlosen Gesabber, ihrem Flennen, ihrem feuchten Gefasel, in deren verlorenen Seelen sich das Echo von Millionen gebrochener Schwüre bricht. Diese halbtoten Gammelklumpen mit ihren kaputt gesoffenen Gliedmaßen, ihren giftigen Ausdünstungen, mit ihren fiebergänzenden Glotzaugen, ihren zittrigen Fingern, ihren angekotzten und angepissten Fetzen, mit ihren von Wahnvorstellungen zuckenden Leibern, die sich so lange erfolglos die Pulsadern aufschneiden, bis sie mit ihren katatonischen Klauen auch dazu nicht mehr fähig sind und sich mit ihren verfaulten Leibern aus dem Dreck, dem Müll und dem schmierigen Saft ihrer Eingeweide nur mehr dann hochrappeln, wenn ihnen jemand eine Flasche Schnaps oder eine Zigarette in ihre schlotternden Münder schiebt.

Nicht, dass irgendjemand etwas dafür kann, nicht dass ich besser bin, sondern ganz einfach, weil ich diese Chance nützen würde, diese eine Gelegenheit beim Schopfe ergreifen muss, weil ich den Ausstieg noch nicht verpasst habe, weil mir vielleicht gerade jetzt die einmalige Gnade zuteil wird, rechtzeitig von der Schippe zu springen.

Ich setzte mich zu Rupert ins Fernsehabeil, wickle bunte Maoams aus und stecke mir die unterschiedlichen Geschmacksrichtungen gleichzeitig in den Mund – Cola, Erdbeere, Himbeere, Kirsche, Orange und Zitrone –, bis mein Kopf im Sternenhagel explodiert.